

OF: Seit dem Verbandstag der Ruderer Anfang Februar ist klar, dass Sie auch im nächsten olympischen Zyklus am Bundesstützpunkt in Dortmund für den Deutschland-Achter der verantwortliche Bundestrainer sein werden. Was motiviert Sie auf dem Weg zu den nächsten Sommerspielen 2016 in Rio?

Holtmeyer: Das Spannende ist ja immer wieder aufs Neue, gemeinsam mit verschiedenen Menschen zu arbeiten. Nach

Hochleistungssport sehr dynamisch zugeht, wo alte Strukturen aufgebrochen werden und Neues entsteht, während wir im deutschen Leistungssport insgesamt eher verharren und von solchen Reformen insgesamt keine Rede sein kann. Ins Ausland zu wechseln, das wäre für mich persönlich auf Grund meiner familiären Situation etwas schwierig. Meine beiden Kinder gehen hier zur Schule und sind mit den Verhältnissen eng verwachsen. Meine Frau arbeitet als Lehrerin an einem Gymnasium. Da kann man nicht

„Es wird immer nur ein bisschen herumgedoktert. Für echte Reformen scheinen wir keine Kraft zu haben.“

Ralf Holtmeyer, Trainer des Jahres 2012, der den Deutschland-Achter in London zum Olympia-Sieg führte

dem Olympiasieg von London gilt es jetzt, einen neuen Achter zu formen. Der Umbruch wird ja unvermeidlich sein. Wahrscheinlich wird die Hälfte des Olympia-Achters von London in dieser Saison nicht mehr dabei sein, weil die Sportler sich im nacholympischen Jahr entweder stärker auf ihr Studium konzentrieren oder weil ein paar von ihnen ihre Karriere beendet haben.

OF: Gab es einen Moment, an dem Sie vielleicht abzuwandern gedachten wie die frühere Frauen-Bundestrainerin Jutta Lau, die nach den Sommerspielen 2008 in Peking einem Lockruf aus China folgte?

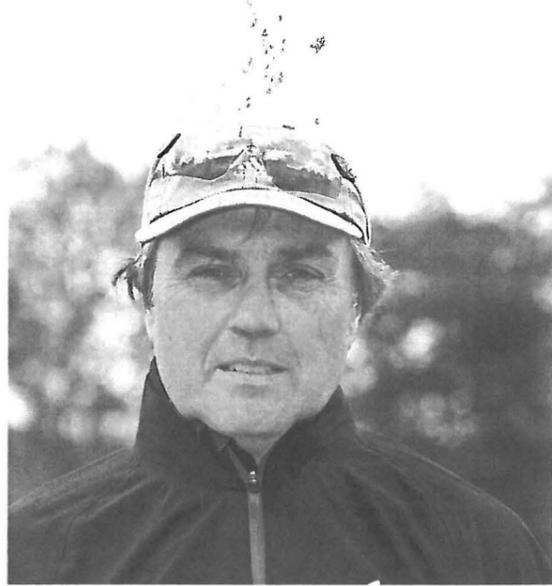
Holtmeyer: Andere Nationen machen sich die Dienste deutscher Trainer durchaus gern zunutze. Das zeigt, dass die deutschen Trainer offensichtlich so schlecht nicht sein können. Jeder, der weggeht, ist natürlich ein Verlust für den deutschen Sport. In anderen Ländern besteht eben oft genug die Möglichkeit, als Trainer etwas zu bewegen und das Umfeld entsprechend mit zu gestalten. Es ist reizvoll, dort zu arbeiten, wo es - wie beispielsweise in China - im

einfach mal so weg. Wenn ich das machen würde, dann hätte eine solche Entscheidung für mich etwas Endgültiges.

OF: In einem Interview haben Sie jüngst gesagt, sie würden jungen Leuten in Deutschland eher davon abraten, die Trainerlaufbahn einzuschlagen. Schlechte Bezahlung, relativ kurze Vertragslaufzeiten maximal über einen olympischen Zyklus hinweg, mangelnde Anerkennung - gibt es noch andere Gründe?

Holtmeyer: Hinzu kommen die Arbeitszeiten, die nicht klar strukturiert sind und oft mit dem Familienleben nur schwer in Einklang zu bringen sind. Ich zum Beispiel bin jedes Jahr mindestens drei Monate in Trainingslagern oder zu Wettkämpfen unterwegs. Im vergangenen Jahr sind es sogar viereinhalb Monate gewesen. Für gut ausgebildete junge Leute ist das alles in allem ein sehr vages Feld. Jemand hat mal gesagt, der Trainerberuf ist bei uns so etwas wie ein Vabanquespiel. Zumal sich ein Trainer auch noch ständig im Spannungsfeld zwischen seinen Athleten und der Führung

seines Verbandes und damit in einer Art „Sandwich-Rolle“ befindet. Es kann für ihn doch nicht nur um trainingsmethodische und handwerkliche Aspekte gehen, sondern zugleich um die Mitgestaltung des Umfeldes und der Rahmenbedingungen für das tägliche Training mit den Athleten. Der Trainer muss insofern auch immer ein Manager und Gestalter sein, doch die Spielräume dafür sind ziemlich eng. Nehmen wir zum Beispiel einen Landestrainer in der Stadt X, der dort nicht die besten Trainingsbedingungen vorfindet



und trotzdem die Sportler ausgerechnet an diesem Standort zusammenziehen soll. Vielleicht wäre es im konkreten Fall besser, wenn der Trainer eher flexibel in den Vereinen als Beobachter arbeiten würde. Vieles hängt von den Konzepten des einzelnen Verbandes und des Personals ab. Wechselt der Präsident, kann es sein, dass alles umgekrempelt wird. Trainer zu sein, ist mit vielen Unwägbarkeiten verbunden. Wenn aber jemand total verrückt danach ist, in diesem Beruf zu arbeiten, dann soll er das ruhig machen. Dann würde ich ihm das nicht ausreden.

OF: Helmut Digel von der Uni Tübingen hat die Situation der Trainer in Deutschland als „katastrophal“ bezeichnet. Können Sie dieses Urteil unterstreichen?

Holtmeyer: So generell würde ich das nicht sagen. Es hängt immer ganz konkret davon ab, wie es gerade läuft. Die Situation ist wahrscheinlich von Verband zu Verband unterschiedlich. Prinzipiell ist es so, dass wir zwar den Erfolg lieben, aber nicht den Weg dahin. Medaillen und sportliche Erfolge sind das Ergebnis jahrelanger Arbeit, nicht nur der

Athleten, sondern auch von ihren Trainern bis hin zu jenen, die ein Talent entdeckt, geformt und so weit entwickelt haben, dass es dann unter die Fittiche eines Bundestrainers kommen konnte. Oft wird vergessen, dass es nicht nur Bundestrainer gibt. Tatsache ist: Unser Leistungssport-System hat sich an einigen Stellen abgenutzt, und es besteht nicht nur hinsichtlich der Trainersituation dringend Reformbedarf. Das soll nicht als Meckerei verstanden werden, sondern als realistische Beurteilung der Lage. Im Detail hat sich auch manches gebessert, zum Beispiel im Zusammenspiel mit den Universitäten. Ich kann mich noch gut erinnern, wie es 1988 vor den Spielen in Seoul gewesen ist. Da haben die Professoren an der Dortmunder Uni auf meine Olympia-Kandidaten wenig Rücksicht genommen. Wollt ihr studieren oder wollt ihr rudern?, hieß es damals. So ist das heute nicht mehr, obwohl ich mir wünschen würde, dass man die „duale Karriere“ bei Spitzenathleten nicht nur von Semester zu Semester plant, sondern möglichst über ein ganzes Studium hinweg. Das würde den Trainern, gerade im Ausdauerbereich, Einiges leichter machen.

OF: Sie haben geäußert, die Situation der Trainer habe sich in der jüngeren Vergangenheit seit dem Start der „Traineroffensive“ des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) in den vergangenen sechs Jahren eher noch verschlechtert als verbessert. Was müsste geschehen, damit Besserung eintritt?

Holtmeyer: Für mich ist die Problematik des Trainerberufs nur ein besonders wichtiger Teil des Ganzen. Das Thema steht für mich im Zusammenhang mit der grundsätzlichen Frage, welche Rolle der Sport in unserer Gesellschaft überhaupt spielen soll, wo wir mit dem Sport im Allgemeinen und mit dem Spitzensport im Besonderen überhaupt hin wollen. Von dieser Antwort leitet sich alles Andere ab, auch die Fragen des Bedarfs an Trainern, von Planstellen und der finanziellen Ausstattung. Ich betrachte den Sport zuallererst als Teil des Bildungssystems, doch Sport und Bewegung wird bei uns – anders als im anglo-amerikanischen Raum – zunehmend vernachlässigt. Sind die Autobahnen in einem schlechten Zustand oder der Benzinpreis steigt, dann meldet sich regelmäßig der ADAC zu Wort und wirft sich für seine Mitglieder in die Bresche. Wenn aber in den Schulen die Sportstunde stets als erste ausfällt oder das G8-System den Schülern immer weniger Raum für die sportliche Betätigung lässt, wo ist dann die Stimme des DOSB? Wo erhebt dann der organisierte Sport seine Stimme? Wo wird deutlich, dass 30 Millionen Mitglieder eine wichtige politische und gesellschaftliche Macht darstellen? Ich höre da eher wenig.

OF: Die „Traineroffensive“ des DOSB hat also kaum etwas gebracht, außer alljährlich einen „Trainer des Jahres“ zu

küren? Für 2012 wurde diese Ehre Ihnen und Hans Melzer von den Reitern zuteil.

Holtmeyer: Natürlich habe ich mich über diese Auszeichnung gefreut, auch wenn mir die von den Sportjournalisten vergebene Ehrung als „Mannschaft des Jahres“ wichtiger ist. Auf keinen Fall sollte die Auszeichnung „Trainer des Jahres“ ein Alibi für diese Offensive sein oder ihr als Feigenblatt dienen, denn bisher ist diese Trainer-Offensive sicher nicht der große Wurf. Für mich ist das eher ein semantisch aufgeladener Begriff, genau so wie die „Meilenstein-Gespräche“ zwischen Dachorganisation und Spitzenverbänden, die früher schlicht Verbandsgespräche hießen. Das ist so, als ob man im Leerlauf Vollgas gibt. Ich sehe die klaren Analysen nicht, ich sehe beim Dachverband nicht die realistische Lagebeurteilung. Erst recht, wenn man bedenkt, dass wir in der Trainerlandschaft mit einer zunehmenden Überalterung zu tun haben und einen Generationswechsel bewältigen müssen. Es wird immer nur ein bisschen herumgedoktert. Für echte Reformen scheinen wir keine Kraft zu haben. Oder es fehlt der nötige Druck dafür, weil wir gegenüber der internationalen Konkurrenz alles in allem immer noch gut aufgestellt sind und irgendwie immer genügend Medaillen gewinnen können. Einen wirklichen Bruch haben wir nur 1990 einmal erlebt, mit dramatischen Folgen. Da kamen aus dem Osten beispielsweise auf einmal 250 Rudertrainer auf den Markt, der daraufhin zusammenbrechen musste. Plötzlich gab es nicht nur bei uns Ruderern ein Überangebot von Trainern, das zu Dumpinglöhnen führte.

OF: Hierzulande ist noch nicht einmal das Berufsbild des Trainers klar definiert. Vom Übungsleiter mit C-Lizenz bis zum Spitzencoach darf sich jedermann Trainer nennen. Es gibt ein unübersichtliches Geflecht aus Chef- und Bundestrainern, Vereins-, Landes- und Stützpunkttrainern, den Trainern an Olympiastützpunkten, mischfinanzierten Trainern, ein regelrechtes Dickicht...

Holtmeyer: Ja, und dieses Dickicht ist ungesund und gefährlich. Auch hier müsste man unbedingt eingreifen, auch das wäre eine sehr zeitgemäße Aufgabe. Es gibt auch noch die „Schnittstellentrainer“. Was für ein Wort! Schnittstellentrainer, wer möchte denn so etwas sein? Über die Jahrzehnte hinweg ist da ein regelrechter Flickenteppich entstanden, und die Bürokratie treibt ihre Blüten. Es ist ja schon in unserem relativ kleinen und überschaubaren Ruder-Verband schwierig, eine gesunde Trainer-Pyramide mit klar abgegrenzten Kompetenzen aufzubauen. Es gibt bei uns zum Beispiel Landestrainer, die zugleich für den DRV tätig sind. Schon da kann es schwierig werden, wenn Neid oder ungesunde Konkurrenz die Arbeit behindern. Um es deutlich zu sagen: Ich wünsche mir kein absolut zentralistisches System mit nur einem Arbeitgeber. Das ist in

einem so großen Land wie unserem gar nicht möglich. Doch einige rote Fäden und Orientierungsmarken im Gesamtsystem wären ganz schön und wünschenswert, wenn es nicht bei Stückwerk und Zufallsprodukten bleiben soll.

OF: Gibt es eine Lobby zur Interessen-Vertretung der Trainer, etwa gegenüber dem DOSB?

Holtmeyer: Nein, leider nicht. Der Beirat der Bundestrainer, den es früher einmal gab, wurde abgeschafft. Es existiert zwar ein Gremium wie die jährlich tagende Bundestrainer-Konferenz, aber da sitzen um die 150 Leute und nicht nur Trainer, und so ist es schwer, sich gemeinsam zu artikulieren. Sportarten übergreifend gibt es leider auch viel zu wenige Kontakte zwischen den Trainern. Ich hatte schon mal überlegt, ob man den Trainer-Beirat oder ein ähnliches Gebilde neu gründen und eine solche Gruppe wieder ins Leben rufen könnte. Man müsste das dann natürlich sehr konsequent und professionell machen, da liegen die ganz praktischen Probleme. Wir brauchen eine eigene Organisation, um die Interessen der Trainer zu vertreten. So etwas wäre meines Erachtens außerdem ein wichtiges Pendant zum „Beirat der Aktiven“, der Interessenvertretung der Sportlerinnen und Sportler. Mit einer eigenen Organisation könnten wir als Trainer zugleich den Dialog mit den Athleten pflegen und uns austauschen und da, wo es gemeinsame Interessen gibt, unseren Standpunkt sogar gemeinsam nachdrücklich artikulieren. Athleten und Trainer, das sind nun einmal die entscheidenden Figuren in einem funktionierenden Leistungssport-System, die im Zentrum stehen bzw. stehen sollten.

OF: Wie wäre es mit der Begründung einer „Stiftung Sporthilfe“ ausschließlich für Trainer?

Holtmeyer: Keine schlechte Idee. Eine Organisation, die nur für Trainer da ist, wäre jedenfalls äußerst sinnvoll und zeitgemäß. Eine solche Institution könnte zum Beispiel auch da sehr hilfreich wirken, wo es gilt, junge Talente unter den Trainern zu fördern und ihnen berufliche Perspektiven zu eröffnen. Die Sporthilfe wäre mit dieser zusätzlichen Aufgabe überfordert. Die Stiftung darf nicht überfrachtet werden und sollte sich weiterhin ausschließlich auf die Athleten bezogene Förderung konzentrieren. Das ist immerhin ein Erfolgsmodell.

Interview: **Andreas Müller**